

dtv

Jill heißt eigentlich Gundula, ist Anfang vierzig und bastelt in Berlin mehr schlecht als recht an ihrer Karriere als Comedian. Mit einem neuen Agenten wittert sie ihre große Chance in Köln. Vorübergehend quartiert sie sich dort bei ihrem Exfreund Armin ein. Der hat allerdings schon Besuch von seiner fünfzehnjährigen Tochter. Felicia verbirgt ihren massigen Körper unter zeltähnlichen Pullovern, schwänzt die Schule, hat keine Freunde und flüchtet sich in eine selbst erfundene Fantasiewelt, in der sie eine schlanke, selbstbewusste Fee ist. Vorsichtig nähern sich Jill und Felicia einander an, bis Jill zufällig Felicias geheime Geschichten entdeckt und plötzlich die zündende Idee für eine erfolgversprechende Comedy-Nummer hat. Ihr Agent ist begeistert, und noch ahnt Felicia nichts von Jills Plan ...

Claudia Brendler studierte klassische Gitarre, spielte in Bands von Punk bis Free Jazz und ist Teil des bekannten Comedy-Duos »Queens of Spleens«. Sie hat drei erfolgreiche Romane veröffentlicht, »Dösende Möwen« (2014), »Paarungszeit« (2013) und »Eiertanz« (2012). Claudia Brendler lebt und arbeitet in Frankfurt.

Claudia Brendler

Fette Fee

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2015
© 2015 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Die Veröffentlichung dieses Werkes erfolgt auf Vermittlung
der Literaturagentur Schmidt & Abrahams GbR, Speyer
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: gettyimages/Jumpstart Studios
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Garamond 9,8/13,4
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21566-4

1

Der erste Satz muss ein Knaller sein. Treffen soll er, nicht zaghaft ein Türchen öffnen. Der erste Satz braucht Cojones.

Jills Respekt vor dem ersten Satz war in den letzten Monaten gewachsen, so sehr, dass sie ihn erst gar nicht schrieb. Ganze Tage verbrachte sie brütend über dem Notizblock, nur unterbrochen von einem Spaziergang zu Össans Paradise, wo es die besten und billigsten vegetarischen Döner gab. Ein Wortspiel über Döner wäre ein Anfang gewesen, über Herbstblätter, die Liebe, aber seit Wochen schwirrten nur einzelne Wörter durch ihren Kopf, scheue Wörter, halb wilde Wörter, die sich nicht zähmen ließen, nichts, was man brauchen konnte, wenn man raustrat ins Scheinwerferlicht und der Applaus verebte. Gegen Abend duschte sie (als wäre dieses Brüten vor dem Block schweißtreibende Arbeit gewesen), tauschte die Alltagsjeans gegen die Auftrittsjeans und fuhr in den Club. Die anderen saßen schon in der Garderobe. Jeden Abend war mindestens ein neuer Kollege dabei, ebenso blass vor Aufregung wie der Neue von gestern und ebenso bemüht, die Unsicherheit mit witzigen Bemerkungen zu überspielen. Das übliche Imponiergehabe unter Komikern, so unvermeidlich wie Brusttrommeln unter Berggorillas. Längst merkte sie sich die Namen der Neuen nicht mehr. Die wenigsten würde sie jemals wieder hören oder lesen.

Aber es gab Ausnahmen. Sven Genig hatte auch im

FuzzClub angefangen. Und hatte schon beim ersten Auftritt die Goldene Comedyregel Nr. 1 gebrochen. Sein erster Satz war kein sorgsam ausgetüftelter One-liner. Sven Genig betrat die Bühne und sagte gar nichts. Musterte in aller Ruhe die Pärchen in der ersten Reihe, die gelackten, bronzebraunen Tussis in ihren fleischfarbenen Tops und die Gruppe der Autoverkäufer auf Betriebsausflug. Und dann kam der erste Satz aus dem Himmel der spontanen Eingebungen direkt in Sven Genigs Kopf geflattert, perfekt, fix und fertig, als wäre er immer schon da gewesen und hätte nur auf den Moment gewartet, in dem er gebraucht wurde. Sie alle hatten sich damals jeden Abend hinter der Bühne versammelt, hatten durch das Loch im Vorhang gespäht und gewettet, wen in der ersten Reihe er beleidigen, anmachen oder etwas Intimes fragen würde. Doch diese Zeiten waren längst vorbei, der FuzzClub war nur Sven Genigs Startrampe gewesen. Inzwischen wohnte er in Köln und beleidigte erste Reihen in Fernsehstudios. Hinter der Bühne stand Jill allein zwischen den Requisiten des Bauchredners (Koffer, Stehtisch und eine dumm dreinblickende Puppe aus Pappmaché und Stoff, auf die sie gern ein Attentat verübt hätte) und wartete auf die Schlusspointe ihres Vorgängers.

Es war ein ganz normaler Samstagabend, Anfang November, das Wetter regnerisch, das Publikum schwierig, wie üblich an Wochenenden. Eine komatöse erste Reihe, dahinter vereinzelt Inseln der Lachbereitschaft in einem Meer der Unentschlossenheit. Auf dem Rang Touristengruppen, Betrunkene. Ihr Vorgänger, ein Kabarettist mit Botschaft, marschierte nach seinem Applaus an ihr vorbei, ohne ihr den Schlitz im Vorhang offenzuhalten, sie musste

den Stoff abtasten, bis sie die mit Klebstreifen markierte Stelle fand. Längst kein Herzklopfen mehr. Das Licht zu hell – der schlechte Techniker war heute am Pult –, die erste Reihe sichtbar. Verschränkte Arme. Abwartendes Schweigen.

Ihr erster Satz war eine Bemerkung über ihre Sommersprossen. *Nimm deine Schwächen mit auf die Bühne.* Die Silberne Comedyregel Nr. 2 brachte gewöhnlich eine mittlere Lacher-Ernte, die ihr half, in die Nummer hineinzukommen.

Heute nicht. So what. Durchatmen. Die Setliste abarbeiten. Sommersprossen als Wunschkpunkte. Wünsche. Witze über Wunscherfüllung, Esoterik, Bestellungen beim Universum. Abwartendes Schweigen wurde zu verständnislosem Schweigen. Sie wusste, was jetzt kommen würde, jedem war es schon passiert, im Rang fing es an, dann auch hinten im Saal: Gemurmel, halblaut geführte Unterhaltungen. Nicht schneller werden, bei der Setliste bleiben. Von der Esoterik zum Sport, der Frauenfußball-Gag, der sonst immer ankam, heute nur vereinzelte Glückser einbrachte. Die Sportgags kürzen, sich lieber gleich in die Spielphase retten, ein Ehepaar in der S-Bahn parodieren, das sie angeblich auf der Herfahrt beobachtet hatte, den stumpfsinnigen Mann, die auf ihn einquasselnde Frau. Schweigen vorne, hinten Getränkebestellungen am Tresen. Durchatmen, die Nummer beenden, Abgang. Drei Minuten zu früh.

Hinter der Bühne warteten der Bauchredner (mitleidiges Zwinkern – warum fiel ihr jetzt erst auf, dass er seiner Puppe immer ähnlicher sah?) und der Chef des Fuzz-Clubs. Ob er sie nachher für einen Augenblick in seinem Büro sprechen könne? Mehr sagte er nicht, aber sie hörte

den Subtext: Jill, machen wir uns nichts vor, deine Nummer ist abgespielt, wenigstens hier in Berlin. Es war ungerecht, er wusste so gut wie sie, dass es solche Abende gab. Aber was war schon gerecht. Nur in amerikanischen Filmen regte man sich noch darüber auf, dass etwas nicht fair war. Sie wartete das Ende der Show nicht ab, verließ den Club durch die Hintertür und fuhr mit der S-Bahn zurück nach Neukölln.

Als sie nach Hause kam, ging sie sofort in die Küche. Griff in die Nische zwischen Spülschrank und Wand, wo die Kistchen vom Winzer standen. Seit kurzer Zeit nur noch ein Kistchen. Das letzte Kistchen Pinot Noir von John-Pierre Franc et Frère. Statt wie sonst blind nach einer Flasche zu angeln, zog sie es hervor. In ihrem Kopf hörte sie die passende Filmmusik zu diesem Moment: ein Cellothema, dunkel, aufgewühlt, schicksalsschwanger. Im Kistchen befanden sich noch genau drei volle Flaschen. Sie öffnete eine, setzte sich an den Tisch. Das Blatt, auf dem der erste Satz immer noch nicht stand, benutzte sie, um Bilanz zu ziehen. Sie hatte: Wein für noch genau zwei Tage, ein Bankkonto mit vierstelligem Saldo und dem falschen Vorzeichen vor dem Saldo, eine abgespielte Nummer, eine Wohnung, die nicht zu ihren Ansprüchen passte und die sie sich trotzdem nicht mehr leisten konnte, einen Laptop, ein Handy, Berge von Büchern und ein paar gute Country-CDs – um auch das Positive zu vermerken. Als die Flasche fast leer war, schaltete sie den Laptop ein. Es war nicht schwer, Tom Schimmerleins Telefonnummer herauszubekommen. Sie trank einen großen Schluck Pinot Noir, tippte die Ziffern in ihr Handy. Ganz selbstverständlich, als rief sie ihn jeden Abend an.

Um von ihrem Sommersprossen-Anfang wegzukommen, hatte sie es einmal mit einem ironischen ersten Satz über Leute versucht, die an das Schicksal oder Engel glauben und dabei gegen die Eiserne Comedyregel Nr. 3 verstoßen: *Wer sich nur über andere lustig macht, wirkt leicht unsympathisch.* In dieser Samstagnacht spürte sie den persönlichen Bezug zum Schicksal, der ihr bisher gefehlt hatte; für einen Augenblick glaubte sie sogar, es zu sehen, an der Spüle lehnend, die Arme verschränkt, und vielleicht wäre ihr ein zündender erster Satz eingefallen, hätte das Schicksal ihr dafür Zeit gelassen. Aber das Schicksal verlangte nach *Action*: Nicht der Anrufbeantworter nahm ab, sondern Tom Schimmerlein selbst. An einem Samstag, dreiundzwanzig Minuten vor Mitternacht. Für den Chef einer Comedy-Agentur nicht ganz ungewöhnlich, aber dennoch ein kleines Wunder. Das größere Wunder war, dass er sich an sie erinnerte. Nicht sofort und auch nicht freiwillig, aber sie tat ihr Bestes, um dem Wunder zuzuarbeiten.

»Hier ist Jill G., die Schauspielerin. Nach der Show im Goldpalast, es ist schon eine Weile her, haben Sie gesagt, ich gehöre zu den wenigen Comedians, die eine Figur auch spielen können – entschuldigen Sie, dass ich Sie zitiere, oh mein Gott, das hört sich an, als wollte ich mich selbst loben. Oh mein Gott, jetzt habe ich oh mein Gott gesagt.«

»Und wieso sollten Sie nicht oh mein Gott sagen?«

»Weil ich keine Synchronsprecherin bin. Amerikanischer Film, schlecht übersetzt, Sie wissen schon: Oh mein Gott. Nicht wirklich. Oops. Das ist nicht fair.«

Vielleicht hatte er auch Wein getrunken, oder er hatte gerade einen sensationellen Vertrag abgeschlossen, zum

Beispiel für den neuen Comedyfilm mit Sven Genig, den sie ja auch kannte, von früher, als sie beide Newcomer gewesen waren – oh mein Gott, schon wieder ein Amerikanismus –, auf jeden Fall lachte er und irgendwann tat er so, als ob er sich an den Abend im Goldpalast erinnerte, an dem er betrunken gewesen war und ihr anvertraut hatte, dass die meisten Comedians keine Künstler seien, sie sei immerhin Schauspielerin, sie könne doch etwas. Als sie auflegte, hatte sie einen Termin. In Köln. Für Dienstag der kommenden Woche, achtzehn Uhr.

Bis kurz vor Hannover brütete sie über einem Satz, der ihr neues Verhältnis zum Schicksal auf den Punkt brachte. Sie saß in Fahrtrichtung, hatte ihren Rucksack bei sich, ihren Schlafsack und fünfhundert Euro in bar. So viel hatte ihr Nachmieter für den größten Teil ihrer Bücher, den Tisch und die Küchenmöbel bezahlt. Eine Hymne wäre angebracht gewesen, ein Dankgebet an das Schicksal, dafür, dass es ihr auch noch einen Nachmieter beschert hatte, einen Komiker aus Brackwede bei Bielefeld. Er war um die dreißig und fand Berlin inspirierend, auch noch, nachdem er den Vermieter gesehen und ihre überfällige letzte Monatsmiete gezahlt hatte. Als der Zug an Bielefeld vorbeischlich, nickte sie den blank geputzten Klinkerhäusern hinter der Schranke zu. Kurz vor Hamm hatte sie immer noch keinen ersten Satz, dafür aber vier Zeilen eines Gedichtes geschrieben. *Aufbrechen musst du frühmorgens / den Tag vor dir, ein Versprechen / korngelb ausgerollt / bis an den Horizont.* Es sollte um Leichtigkeit gehen, diesen traumähnlichen Schwebezustand, der sich eingestellt hatte, als sie die Wohnungstür hinter sich zuzog, in der

Gewissheit, nichts mehr zu verlieren zu haben, noch nicht einmal zwei Flaschen Pinot Noir. Auch jetzt schien sie noch neben sich herzuschweben, eine Figur in einem Zug, der durchs Blaugraue fuhr. Längst kein Morgen mehr, Nachmittagsdämmerung, vorbeiziehende westfälische Häuser, hinter wenigen Fenstern schon Lampenlicht. In Hagen öffnete eine Mutter mit Baby die Abteiltür, steuerte den Platz neben ihr an, auf dem bis jetzt der Rucksack gesessen hatte. Jung war die Mutter, blass, mit Augenringen, nicht nur mit dem Baby im Tragetuch hängt, auch mit zwei Taschen, aus denen Windeln, Schnuller, Stofftiere quollen; sie lächelte ein Madonnenlächeln, und Jill stemmte den Rucksack ins Netz, stöpselte die Ohrhörer ihres iPods ein. Willie Nelsons Lost Highway gegen das einsetzende Gebrüll und Gezappel unter dem Tuch, gegen die Mutter, die hektisch Teefläschchen, Babykekse, Kleenex feucht, ein bogenförmiges Kissen, Stricksockchen und Cremedöschen auspackte. *Bepackte Kängurumütter, Gegenteil von Leichtigkeit*, notierte sie und strich es gleich wieder aus. Gags über Kleinkinder waren den männlichen Kollegen vorbehalten, deren Frauen oder Freundinnen zu Hause den Nachwuchs hüteten. (Eherne Comedyregel Nr. 4: *Sei authentisch.*)

Zehn Minuten vor Wuppertal packte die Mutter alles wieder ein, machte sich zum Aussteigen bereit; das Kind, jetzt schräg im Tuch hängend, schaute sie an mit einem leuchtend blauen, noch vom Weinen feuchten Blick, ein Blick, über den man hätte Gedichte schreiben können, dann schleifte die Mutter ihre Taschen in den Gang, und sie tastete nach ihrem Handy. Seit Samstagnacht versuchte sie Armin zu erreichen. Die Handynummer, die sie bisher

immer gewählt hatte, war ungütig, und in der Wohnung meldete sich nur der Anrufbeantworter.

»Hi, Armin, hier ist noch mal Jill. Du hast doch nichts dagegen, dass ich komme, oder? Wenn ja, dann ruf bitte zurück, schnell, ich bin in einer halben Stunde in Köln. Ach, Armin, Minu, verdammt ...«

Bis Köln rief sie noch zweimal an, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Sie hatte ihren Wohnungsschlüssel nie zurückgegeben. Falls sie Armin tot am Schreibtisch fände, dieser absurde Gedanke ging ihr während der Fahrt vom Hauptbahnhof nach Marienburg durch den Kopf, würde sie den Termin bei Schimmerlein absagen müssen.

Als sie das Mädchen sah, ahnte sie, warum Armin nicht zurückgerufen hatte. Armins Tochter (es musste seine Tochter sein, wer sonst) war dick, birnenförmig, und schaute so mürrisch aus der Wäsche, als wäre das ganze Universum schuld an ihrem Übergewicht. Dies war der erste Gedanke, der in Jills Großhirn aufblitzte, als sie einander gegenüberstanden, wortlos vorerst, ihr zweiter Gedanke galt dem lindgrünen Pullover des Mädchens (ein Vergleich mit einem Zirkuszelt, abgedroschen, nicht komisch) und ihr dritter bestand nur aus zwei Worten: fleischgewordene Zeit. An diesem Punkt beschloss sie, lieber zu sprechen.

»Du bist ... so groß!«

»So groß?«, sagte das Mädchen, ohne eine Miene zu verziehen, und strich dabei über ihre Hüften im Zeltpulli.

Jill versuchte ein Lächeln.

»Ich bin Jill.«

»Felicia«, sagte das Mädchen knapp.

»Wo ist Armin?«

»Beim Funk. Was wollen Sie?«

Zum ersten Mal klang die Stimme des Mädchens ängstlich.

»Kannst mich ruhig duzen, ich bin eine alte Freundin deines Vaters.«

Sie klemmte die Daumen unter die Träger des Rucksacks, machte einen beherzten Schritt nach vorne. Das Mädchen ließ sie tatsächlich vorbei.

»Wie alt bist du jetzt?«

»Fünfzehn.«

»Oh mein Gott.«

Sie standen im Flur. Die Musik kam aus Jills ehemaligem Zimmer, dessen Tür angelehnt war. Angenehme Musik, instrumental, etwas Ruhiges, »chillig« würde das Mädchen es vielleicht nennen.

»Darf ich?«

Das Mädchen wehrte sich nicht, als sie die Tür öffnete und in den Raum spähte. Leere Chipstüten und DVD-Hüllen, um das Bett verstreut. Ein Laptop, auf dem Schränkchen, das Jill vor Jahren selbst geschreinert und gestrichen und das Armin die *lila Scheußlichkeit* getauft hatte. Auf dem Boden die angeschlossenen Boxen. Halb unter dem Bett ein Koffer, offen, überquellend, Comics, Schulhefte, Zeitschriften.

Jill drehte sich um. »Seit wann wohnst du denn nicht mehr bei deiner Mutter ...?«

Das Mädchen antwortete nicht, schob sich an ihr vorbei, schlappte ins Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

Um siebzehn Uhr fünfundfünfzig stand sie vor dem Hochhaus am Rhein. Der alte Rheinauhafen war kaum wiederzuerkennen: abgerissen die alten Häuser, ersetzt durch gläserne, futuristische Gebäude, leuchtend, wie die Schiffe auf dem Fluss. Ein Thema für die ersten verlegenen Minuten, als sie Tom Schimmerlein gegenüber saß: wie schön es sei, einen freien Blick über Fluss und Stadt zu haben. Sie erwähnte Armins Wohnung, Penthouse, mit grandiosem Blick über die Parkanlagen, und in Tom Schimmerleins Augen leuchtete etwas auf, das eben noch gefehlt hatte, etwas, das sie als Interesse deutete.

»Penthouse? In Marienburg? Ihr Freund ist ... kein Comedian, oder?«

»Mein Ex. Wir sind seit zehn Jahren nicht mehr zusammen.«

»Und immer noch gute Freunde? So was funktioniert tatsächlich?«

»Er ist Redakteur. Spezialgebiet neue E-Musik. Und er gibt Gedichte heraus. Kennen Sie die Falter Edition? Müssen Sie auch nicht, die wenigsten kennen sie.«

Sie zupfte an ihrer Bluse herum, fragte sich, ob sie nicht eher eins ihrer lustigen Bühnen-T-Shirts hätte anziehen sollen, Prilblumen oder Simpsons. Tom Schimmerlein hob die Augenbrauen.

»Sie haben sich also entschieden, für eine Weile hierzu bleiben? Sehr vernünftig, Berlin ist viel zu weit vom Schuss. Allerdings ...«

»Ja?«

»Mich beeindruckt Ihre Entschlossenheit.« Er öffnete eine Mappe, in der Presseartikel, Fotografien und Notizzettel lagen, wild durcheinander.

»Aber ich habe mit einigen Leuten telefoniert, mich über Sie erkundigt. Wissen Sie, dass ›ganz nett‹ ein Todesurteil ist?«

Sein ernster, beinahe besorgter Blick. Sie hatte ihre Augen mit Kajalstift umrandet, hatte sich in Armins Bad so gut aufgebrezelt, wie sie konnte, ihre Sommersprossen abgetönt, ihre Locken in Form gebracht. Vom Zimmer her die leise Musik, sonst war nichts zu hören gewesen von dem Mädchen. Von Felicia. Nicht Armin war für diesen Namen verantwortlich, sondern Felicias Mutter. Ob sie es wohl wagte, ihre Tochter Fee zu nennen? Daran dachte sie, während sie Tom Schimmerleins Blick erwiderte und ihre Hoffnung sank, unwillkürlich musste sie grinsen, auf eine nervöse, äffische, idiotische Art.

Tom Schimmerlein schlug die Mappe wieder zu. »Jill G.« stand auf dem Deckel.

Die Straße, in der Armin wohnte, hatte sich seit ihrem Auszug kaum verändert. Noch immer standen die Later-
nen in zu großen Abständen zwischen den Kastanien, das spärliche Licht beschien Autodächer und Laubhaufen, aber nicht den Bürgersteig. Diesmal öffnete Armin die Tür. Sein Hemd war zerknittert und er hatte seine Brille über die Stirn nach hinten geschoben, als ob er seine Haare auf diese Weise bändigen wollte.

»Du musst zum Frisör.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und platzierte einen vorsichtigen Kuss auf seine Wange. Armin trat einen winzigen, aber deutlichen Schritt zurück.

»Ich freu mich auch, dich zu sehen«, sagte sie.

Jetzt lächelte er.

Es tue ihm leid, dass er nicht zurückgerufen habe, er habe sein Handy verloren, außerdem zwei Abgabetermine und eine Sendung, und wie ihr ja sicher aufgefallen sei, wohne seit Neuestem seine Tochter bei ihm.

»Aber ihr habt doch nie ... Warum jetzt?«

»Ihre Mutter ... Birgit ... Sie hat einen Auslandsauftrag. Hotels einrichten in Frankreich. Für sie ein Karrieresprung. Und Felis Oma ist vor zwei Jahren gestorben, also ...«

Er hob die Hände, die Innenflächen nach oben, eine Geste, die zu ihm gehörte, seit sie ihn kannte. Für einen Moment standen sie stumm, sahen einander an, untermalt von der chilligen Musik aus Felicias Zimmer. Dann rieb Armin sich die Augen und setzte die Brille wieder auf.

»Hübsch siehst du aus«, sagte er.

Sie gingen zu dritt zum Italiener. Beim Essen schwieg Felicia, betrachtete versunken ihre Pizza, als liefe unter der Käseschicht ein Film, den nur sie sehen konnte. Jills Appetit auf ihren Salat verflog, und sie hielt sich an den Barbera.

»Ist es okay, Feli, wenn Jill ein paar Tage bleibt? Es ist nicht für lang, nur bis sie ...«

Armin sah sie fragend an, und Jill sagte schnell: »Es ist eine einmalige Chance. Stellt euch vor, Tom Schimmerlein nimmt mich unter Vertrag. *Tom Schimmerlein*.«

»Gratuliere.« Armin lächelte, etwas gequält, seine Tochter bearbeitete stumm ihre Pizza.

»Es war pures Glück. Er hat gerade jemanden rausgeschmissen und er will es einmal mit einer Frau probieren. Weißt du, was das heißt? Er hat Kontakte zu den wichtigen Mixed Shows und zum Fernsehen ...«

»Du meinst ... die Privaten.«

»Jetzt mal langsam, Armin, nicht alles dort ist schlecht. Es gibt tolle Formate für Newcomer.«

»Sie ist Schauspielerin, musst du wissen«, sagte Armin zu seiner Tochter.

»Er meint: Ich war Schauspielerin.« Jill legte ihre Gabel endgültig weg, zwischen verwaiste Thunfischhäufchen und gestrandete Salatblätter. »Was ich jetzt bin, gefällt ihm nicht so.«

»So ist es nicht, das weißt du.« Armin sah sie nicht an. Sie beobachteten beide die kauende Felicia, als ob von dieser Seite irgendetwas kommen müsste, Hilfe, eine Antwort, wenigstens eine Frage.

»Wie alt bist du eigentlich?«

Aus dem Augenwinkel sah Jill, wie Armin lächelte. Sie goss den Rest Wein aus der Karaffe in ihr Glas.

»Deine Tochter hat ein Gespür für wunde Punkte.«

»Siehst du, das ist genau das Problem. Du bist zu alt, um den Affen zu machen. Sie ist zweiundvierzig, Felicia. Daraus muss man kein Geheimnis ... oh sorry.«

Er riss sein neues Handy ans Ohr, hetzte ins Freie, und Jill versuchte, das fallende Weinglas zu fangen, verfehlte es nicht nur, gab ihm womöglich den entscheidenden Schubs (stimmte es, dass die Schnelligkeit der Reaktionen ab vierzig deutlich nachließ?), und ein Schwall Rotwein ergoss sich über den Tisch, bevor das Glas über den Rand rollte und zerschellte. Blicke, von den anderen Tischen, die Kellner, gleich zwei, tupften, trockneten, rubbelten, iste nicht schlimme, Signora, iste nicht schlimme.

Felicia hatte sich noch nicht einmal bewegt. Armin, den Rücken zur Tür, telefonierte.

»Uncooler Klingelton, was?«, fragte Jill in Felicias stoisches, beinahe hörbares Schweigen hinein.

»Wieso?«

»Na, du stehst doch bestimmt nicht auf moderne E-Musik.«

Schweigen. Der Kellner fegte die letzten Scherben auf, legte ein neues Tischtuch über das befleckte. Armin, immer noch vor der Tür, hatte den Rücken gekrümmt, die freie Hand vors Gesicht gelegt, als ob er hineinkriechen wollte in dieses Gespräch.

»Warum fragst du mich nicht? Was er meint mit: den Affen machen?«

»Und einmal den Jumbo-Eisbecher«, sagte Felicia zu dem Kellner, der neuen Wein brachte. »Mit Schokosoße.«

»Subito, Signorina.« Der Kellner stellte den Wein ab, nickte und ging.

Felicia sah Jill an. Aus Armins braungrünen Augen. »Weil es mich nicht interessiert«, sagte sie.

Die Nacht verbrachte sie auf dem roten Sofa im Wohnzimmer. Sie hatten es das *Ideensofa* getauft. Armin und sie. Vor bestimmt zwanzig Jahren. Die besten Ideen habe der Mensch im Liegen, sie hatte es damals irgendwo gelesen, völlig entspannt und absichtslos solle man die Gedanken treiben lassen, dabei eine weiße Wand anschauen. Daraufhin hatte Armin das Stillleben entfernt, ein Geschenk seiner Mutter, und sie hatten abwechselnd dort gelegen, manchmal auch zusammen, und auf die *große Inspiration* gewartet.

Jetzt hing das Stillleben wieder an der Wand.

Im Dunkeln sah es grau aus, graue Früchte in einer

grauen Schale, eigentlich war nur eine verwischte Fläche zu sehen, aber sie kannte Früchte und Schale und zählte die Weintrauben, während sie Armin beim Telefonieren zuhörte. Er hatte die Wand, die das Wohnzimmer von seinem Schlafzimmer trennte, später einziehen lassen, sie war dünner als alle anderen Wände der Wohnung.

»Ans Meer«, sagte Armin. »Ja, ich weiß, nur drei Stunden bis Zandvoort ...« Er unterbrach sich, schien sich zu erinnern, wie dünn die Wand war, denn danach sprach er leiser, gedämpft.

»... kann jetzt nicht weg«, sagte er. »Du weißt, meine Tochter. Und außerdem ... ach nichts. Was? Nichts. Nein, nein, wirklich nichts. Außer ... Du weißt, wo ich jetzt am liebsten wäre ...?«

Jill verkroch sich tiefer in ihren Schlafsack und dachte an Tom Schimmerlein.

Während des quälenden Schweigens, das auf ihr nervöses Grinsen gefolgt war, hatte er über die Mappe gestrichen, auf der ihr Name stand, nicht zärtlich, eher konzentriert, als wollte er etwas glattbügeln. Dann hatte er ihr das Du angeboten. Und von Marktchancen geredet, die er für Frauen auf der Comedybühne sehe. Für Frauen, die etwas könnten.

»... Du weißt, wie gern ich es mag, wenn du mir das sagst.« Armins Stimme, vom Nebenzimmer her, und sie presste das Daunenkopfkissen gegen die Ohren, mit beiden Händen. Die alte Bettwäsche von seiner Mutter, Damast, unverwüstlich.

Vor allem, hatte Tom gesagt, brauche sie eine neue Nummer. Eine freche, originelle Nummer, am Puls der Zeit, die sie von dem Ganz-Nett-Todesurteil befreie, so

schnell wie möglich. »Bring mir bis nächste Woche einen Text. Oder mehrere. Ich erwarte, dass du dich reinkniest. Jetzt gilt's.«

»Jetzt gilt's«, flüsterte sie in das Kissen, »jetzt gilt's, jetzt gilt's«, sie wiederholte es wie ein Mantra, bis sie einschief.

Am nächsten Morgen stand sie früh auf, machte sich in der Küche einen Kaffee. Armins chromblitzende Maschine war neu, konnte Milch auf zehn verschiedene Arten aufschäumen, kommunizierte mit dem Benutzer und hatte vielleicht auch Internetverbindung, aber Jill fand nicht heraus, wie man ihr einen normalen Kaffee entlockte. Mit einer Tasse schwärzlichen Gebräus setzte sie sich aufs Ideensofa und dachte darüber nach, ob eine Nummer über Kaffeemaschinen originell und frech wäre. Sie hörte, wie Armin ins Bad ging, dann in die Küche, etwas zischte, er fluchte, später klopfte er an die Zimmertür seiner Tochter, sprach mit ihr, bevor er das Haus verließ.

Nach einer Stunde, in der sie zwanghaft darüber nachdachte, was sie in dieser ruhigen, inspirierenden Wohnung von der Konzentration abhielt und ob Felicia nicht längst in der Schule sein müsste, rang sie der Maschine einen weiteren Kaffee ab. Diesmal blinkte die Maschine abwechselnd grün und blau wie ein landendes Raumschiff, und sie überlegte, ob eine Bemerkung über Espressomaschinen und ihre Ähnlichkeit mit Raumschiffen ein guter erster Satz wäre. Gefolgt von anderen Vergleichen. Autos, die Turnschuhen ähnelten. Turnschuhe, die aussahen wie etwas vollkommen Fremdes, Futuristisches. Überhaupt sah so vieles neuerdings futuristisch aus. Der Gedanke, dass